

Die Autorin Jasmin Tabatabai beschreibt in *Rosenjahre* nicht nur individuelle Immigrationerfahrungen ihrer Mutter. Vielmehr zeigt sie, dass Frauen, die in den Iran einwandern und aus Deutschland stammen, in Persien beziehungsweise im Iran politische und familiale Strukturen vorfinden, die ihre Gestaltungsspielräume eher einschränken. Dies überrascht vielleicht weit weniger als eine weitere Einsicht, die die Erzählung *Rosenjahre* vermittelt: Sofern die politische Ordnung in Persien beziehungsweise im Iran Gelegenheitsstrukturen bietet, die es Männern erlauben, eingewanderte (christlich orientierte) Frauen mit Blick auf ihre Eigenständigkeit zu unterstützen und solche, die es Frauen gestatten, selbstbestimmt zu leben, können Frauen auch im Persien der 1950er bis 1970er Jahre emanzipiert leben. Die Erzählung *Rosenjahre* vermittelt dabei trotzdem nicht den Eindruck, Frauen wären im Persien der 1950er bis 1970er Jahre prinzipiell gleichberechtigt gewesen. Vielmehr beschreibt Jasmin Tabatabai ihre Mutter Rose als bemerkenswert durchsetzungsfähig, was auch die moderne und westlich orientierte Großfamilie Tabatabai stark irritiert.

Mit der Erzählung *Rosenjahre* gibt Jasmin Tabatabai ein Zeugnis davon, dass die Gender-Verhältnisse in ein und derselben Gesellschaft beziehungsweise Kultur unsicher bleiben, und dass sie von familialen und politischen Bedingungen abhängen. Dieses Thema bearbeitete die Autorin Jasmin Tabatabai bereits 2005 in dem Film *Fremde Haut*, an dessen Drehbuch sie mitgewirkt hat und in dem sie die Hauptrolle spielt (Filmbesprechung: vgl. Gramespacher, in diesem Band). Beide Botschaften – die des Filmes *Fremde Haut* und die der Erzählung *Rosenjahre* – deuten darauf hin, dass Frauen im Iran heute weniger gleichberechtigt leben, als es Mitte des 20. Jahrhunderts in Persien möglich war. Darüber hinaus machen beide Werke darauf aufmerksam, dass migrierende Frauen nicht nur von den politischen Verhältnissen des Aufnahmelandes abhängen, sondern auch davon, welche Vorstellung über patriarchale Verhältnisse die Männer haben, denen Frauen im Migrationsprozess begegnen.

Kerstin Botsch

Welchen Unterschied macht der Unterschied?

Helma Lutz/ Maria Teresa Herrera Vivar/ Linda Supik (2010) Hg. *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 1. Auflage (259 S., 24,95 Euro).

Der Sammelband *Fokus Intersektionalität* ist das Resultat der Tagung *Celebrating Intersectionality? Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies*, die Ende Januar 2009 an der Frankfurter Johann-Wolfgang-Goethe-Universität stattfand. In dem Sammelband setzen sich die Herausgeberinnen zum Ziel, „die angestoßenen Kontroversen und Übereinstimmungen aufzunehmen und neben einer Bestandsaufnahme auch zukünftige Entwicklungslinien aufzuzeigen“ (9). Dies gelingt ihnen, indem sie die Artikel in drei Blöcke aufteilen: Am Beginn stehen grundlegende (und bekannte) Aufsätze zur Konzeptverortung, -entwick-

lung und -transformation der Intersektionalitätsdebatten (Kimberlé W. Crenshaw, Kathy Davis, Myra Marx Ferree). Im zweiten Block liegt der Fokus auf neuen Forschungsfeldern für Intersektionalität (Mechthild Bereswill und Anke Neuber, Jeff Hearn, Dubravka Zarkov, Kira Kosnick, Ann Phoenix), gefolgt vom dritten Teil, in dem Fragen zur Weiterentwicklung von Intersektionalität zentral sind (Nira Yuval-Davis, Paula-Irene Villa, Gudrun-Axeli Knapp, Katharina Walgenbach).

Die Aufteilung des Sammelbandes legt den Fokus auf die chronologische Entwicklung von Intersektionalität, in der sich die einzelnen Zeitabschnitte einer Epoche zuordnen lassen. Zum Zweck der Buchbesprechung trägt diese zeitliche Gliederung nicht unbedingt zum besseren Verständnis von Intersektionalität bei, weil sie inhaltlich zusammengehörige Artikel voneinander trennt. Deshalb ziehe ich für diese Rezension eine inhaltlich-kategoriale Betrachtung einer äußerlich-zeitlichen Betrachtung von Intersektionalität vor.

Doch vorerst zum Titel des Sammelbands: *Fokus Intersektionalität* – lässt sich Intersektionalität überhaupt fokussieren? Diese Frage scheint berechtigt vor dem Hintergrund der differenzierenden und differenzierten Begriffsdefinitionen und der unterschiedlichen Theorietraditionen von Intersektionalität. So unterscheiden sich nicht nur die metaphorischen Bilder von Intersektionalität als „Straßenkreuzung“ (Crenshaw, 38), als „interdependente Kategorien“ (Walgenbach, 248), als klassische Trias (*race, gender* und *class*) und als „*interlocking system of oppression*“ (Collins nach Lutz/ Herrera Vivar/ Supik, 11) voneinander, sondern es wird auch danach gefragt, ob Intersektionalität eine Theorie, ein heuristisches Instrument oder eine Interpretationsstrategie sei (Davis, 55). Auch ist unter den AutorInnen die Diskussion über die Vergleichbarkeit von angloamerikanischer und europäischer Intersektionalitätsforschung aufkommen (Ferree, 77f.; Lutz/ Herrera Vivar/ Supik, 15), die gerade in Bezug auf die Kategorienkombinationen *race*/Ethnizität und Klasse/Schichtung deutlich kontinentale Gewichtungen aufzuzeigen scheint. Darüber hinaus haben sich Fragen nach der Anzahl der Kategorien (190) und auch danach, ob „alle Identitäten intersektionell sind, oder ob nur gegenseitig marginalisierte Subjekte eine intersektionelle Identität haben“ (ebd.), längst nicht erschöpft.

Ein gemeinsamer Nenner von Intersektionalität lässt sich mit Katharina Walgenbach als gemeinsamer „Orientierungsrahmen“ (254) beschreiben, der „ganz unterschiedliche Fragen, theoretische Ansätze, Analyseebenen und soziale Kategorien miteinander verbindet“ (ebd.). Warum das überhaupt so funktionieren kann, liegt offenbar gerade in der begrifflichen Unschärfe und Ambiguität des Konzepts Intersektionalität begründet. Zumindest kann der Erfolg von Intersektionalität durch eine wissenschaftssoziologische Perspektive (Davis) und die Paradigmadefinition nach Thomas Kuhn erklärt werden (Walgenbach).

Die Artikel von Gudrun-Axeli Knapp, Kira Kosnick und Dubravka Zarkov zeigen Formen von (Un-)Sichtbarkeit auf. Es geht um migrantische Ethnizitäten, schwule Türken und um scheinbar Oxymoronisches, wenn die Türkei mit „vormoderner homophober Repression in Verbindung gebracht

wird“ (Kosnick, 150). Männlichkeit, Ethnizität und Heteronormativität werden durch die Gegenüberstellung von (medialisierter) sexueller Gewalt gegenüber Männern im ehemaligen Jugoslawien und dem Gefängnis Abu Ghraib in Bagdad als zwei Extreme von (Un-)Sichtbarkeit analysiert (Zarkov). Knapp erweitert das Verständnis von „*intersectional invisibility*“ durch einen gesellschaftstheoretisch orientierten Blick auf naturalisierte Strukturzusammenhänge bzw. deren Unsichtbarwerden.

Andere AutorInnen legen ihren intersektionellen Schwerpunkt auf die Diskriminierungsdimension *race* und *gender* im US-amerikanischen juristischen System (Crenshaw), auf Rassialisierung bzw. Rassifizierung und die Gefahr der Dethematisierung der Kategorie durch den Begriff ‚Ethnizität‘ in Deutschland (Lutz/ Herrera Vivar/ Supik) und auf Kindheitserfahrungen von Erwachsenen aus ethnisch sichtbar differenten Haushalten (Phoenix). Die theoretischen Gewichtungen von *race*/Ethnizität auf der amerikanischen und Klasse/Schichtung auf der deutschen Seite führt Myra Marx Ferree auf die unterschiedlichen soziohistorischen Prozesse des „*framing*“ zurück (73).

Auf die Versäumnisse der Männerforschung, die Intersektionen Alter/n, Behinderung, gelebte Verkörperung, Virtualität und Transnationalität stärker einzubeziehen, weist Jeff Hearn hin. Den alternden, virtuellen, transnationalen Mann setzt Hearn als „machtlose Antithese“ (120) zu hegemonialen Männern und in der Analyse der veränderlichen Formen der sozialen Kategorie „Männer“ sieht er den möglichen Beitrag, „Männer“ „als maßgebliche soziale Macht-kategorie abzuschaffen“ (ebd.). Bereswill und Neuber erörtern Devianz, Marginalisierung und Geschlecht am Beispiel einer empirischen Studie männlicher Gefängnisinsassen unter Berücksichtigung zentraler Theorien der Männlichkeitsforschung. Paula-Irene Villa denkt Intersektionalität ausgehend von der somatischen Seite der Subjektwerdung mit Rückgriff auf Butler und Foucault – am Beispiel des Tango Argentino – und schlägt programmatisch das Scheitern als Struktur vor. Damit ist der Prozess der Butler’schen Subjektivierung gemeint, an dem Personen bei dem Versuch scheitern, Subjekte zu sein. Nira Yuval-Davis plädiert mit Nancy Frasers Begrifflichkeiten dafür, die Politik der Anerkennung bzw. Umverteilung in eine „Politik der Intersektionalität“ (186) aufgehen zu lassen und damit Intersektionalität als den „relevantesten Beitrag der soziologischen Theorie zum Thema Klasse/Schichtung anzuerkennen“ (ebd.). Der intersektionelle Ansatz ermöglicht das, weil er „Untersuchungen von Einzelfällen und Variablen kombiniert“ und dabei „sensibel für situierte Kontexte“ ist, gleichzeitig aber nicht in „die Falle eines Relativismus“ gerät (198).

Zweifelsohne ließe sich der Sammelband, der die Entwicklung und Transformation von Intersektionalität fokussiert, auch anders gliedern, z.B. in Bezug auf Männlichkeiten, in Bezug auf *racelothering*, in Bezug auf methodische Prämissen oder in Bezug auf Heteronormativität. Der Vorteil einer solchen alternativen Gliederung wäre eine inhaltliche – besser: kategoriale – Gruppierung mit der Chance auf einen thematisch zusammenhängenden Aufbau gewesen. Die tatsächliche Einteilung erscheint bisweilen arbiträr, beispielsweise die getroffene

Unterscheidung zwischen *neuen Forschungsfeldern* und der *Weiterentwicklung* von Intersektionalität.

Aufgrund der breiten Ausrichtung und des hohen Anspruchs des Sammelbandes, der die Entstehung, die verschiedenen Themenfelder und die Weiterentwicklungen des Intersektionalitätskonzeptes in einem einzigen Buch unterbringen möchte, muss wohl jede Art der Gliederung unvollkommen bleiben. Nichtsdestotrotz liegt der Vorteil der vorliegenden Aufteilung gerade in seiner breiten Ausrichtung mit einer gelungenen Mischung aus Klassikern (Crenshaw, Davis) und neuen Texten, die so gesehen den Fokus auf die eigene Genese des Intersektionalitätskonzeptes und seine Weiterentwicklung legt. Als gemeinsamer „Orientierungsrahmen“ (254) für die (feministische) Intersektionalitätsforschung bleibt resümierend die bereits zur Selbstverständlichkeit gewordene Erkenntnis festzuhalten, dass „die Lebensrealität von Frauen nicht allein durch das Geschlecht, sondern durch andere soziale Platzanweiser geprägt“ (17) wird.

Den Herausgeberinnen und den AutorInnen des Sammelbandes gelingt es, einen Querschnitt der Intersektionalitätsforschung, angefangen bei Sojourner Truths „*Ain't I am a Woman?*“, der Diskriminierung von Geschlecht und *race* (Crenshaw) bis zur multiplen Positioniertheit aller Menschen (Phoenix) darzustellen, die „gleichzeitig Gültigkeit beanspruchen“ (18). Die versammelten Beiträge zeigen sowohl Metamorphosen als auch Ausdifferenzierungen bei dem Versuch, das Zusammenspiel und das Wechselwirken von Unterschieden zu verstehen.